

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

# Traumata

Psychische Krisen  
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff  
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts  
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«  
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-  
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2  
Print ISBN 978-3-8498-1766-4  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

## MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman *Rabenliebe* (2010)

Einer der wichtigsten Sätze steht gleich am Anfang: »Schreibend bin ich tiefer ins Erinnern hineingeraten, als mir lieb ist.« (S. 9) Das klingt nach Therapiebuch, was der Autor vermutlich auch nicht abstreiten würde, und auch von anderer Seite wird bestätigt: »Hier schreibt ein Mensch im wahrsten Sinne um sein Leben«<sup>1</sup>. Dabei habe der Autor »keinen doppelten Boden, keine Fangleinen, keine Sicherungsrhetorik eingebaut«. Stattdessen habe er die »Zerrissenheit seines Ich-Erzählers eins zu eins« sichtbar gemacht.<sup>2</sup>

Peter Wawerzineks Roman *Rabenliebe* (2010) ist in der Tat ein dezidiert persönliches, allerpersönlichstes Buch. Der Autor musste erst Mitte fünfzig werden, um sich »endlich freizuschreiben«<sup>3</sup>, um Kindheitstraumata zu bewältigen, die sein Leben maßgeblich mitgeprägt haben.

Wawerzineks Mutter hatte 1954 – noch zu DDR-Zeiten – den damals Dreijährigen und dessen zweijährige Schwester unbeaufsichtigt in der Wohnung zurückgelassen, um nach Westdeutschland zu ziehen. Die Kinder wären fast verhungert. Fünf Tage dauerte ihr Martyrium, dann wurde die Wohnungstür von der Polizei aufgebrochen. Wawerzinek und seine Schwester kamen nur knapp mit dem Leben davon. Die Mutter sprach später Westverwandten gegenüber von zwei Totgeburten, die sie seinerzeit in Rostock erlitten habe. Wawerzinek machte sich später auf, um seine Mutter in Westdeutschland aufzusuchen. Seinen Vater hat er weder gekannt noch jemals zu Gesicht bekommen. Die Vorgeschichte und das Wiedersehen mit der Mutter bilden den Plot von *Rabenliebe*.

In den Roman eingeflochten sind ähnliche kriminelle Fälle brutalen Kindesmissbrauchs. Nicht nur aus Deutschland, sondern aus allen möglichen Ländern. Wie viel Kraft muss jemand aufwenden, um so ein Archiv über Jahre hin anzulegen? Wurde er nicht mit jedem neuen Zeugnis wieder zurückgeworfen auf seine eigene Biografie? In diesem Sinn weist Wawerzineks Buch masochistische Züge auf. Es rüttelt auf, schockiert. Zugleich zeigt der Titel, wie schwierig es ist, der eigenen Geschichte zu entkommen. Erst im fortgeschrittenen Alter stellte er sich seiner Vergangenheit, um so etwas wie »innere Ruhe« zu erlangen.

Wie schmerzhaft dieser Prozess war, zeigen allein schon die Komposita, in denen das Wort »Mutter« im Text vorkommt: Es spukt dem Protagonisten in allen Variationen im Kopf herum: Mutterbauch, Mutterhöhle, Muttersehnen, Mutterpool, Mutterfehlen, Muttersucht, Mutterruch, Mutterschatten, Mutterpflicht, Mutterversteck, Flieh Mutter, Mutterpaket, Mutterherz, viele weitere Varianten ließen sich aufzählen.

Wawerzineks hochpoetische Sprache entwickelt einen Sog, der den:die Leser:in vom ersten Satz an in den Text hineinzieht. Besonders eindringlich ist der Roman, wenn sich der Protagonist in die Perspektive eines Kindes zurückversetzt, eines Heranwachsenden, der seine Kindheit ausschließlich in Heimen verbrachte. Das Gefühl des Verlassenseins ist geradezu körperlich spürbar. Zugleich ist *Rabenliebe* eine Abrechnung. Auf über vierhundert Seiten werden dem:der Leser:in Wut, Trauer und Hass über eine verlorene Kindheit entgegengeschleudert.

An seine ersten vier Lebensjahre hat der Erzähler keine Erinnerung. Erst für die folgende Zeit findet er Worte für das Bedrückende, Beengte der kindlichen Gefühlswelt. Ein hermetischer, zunächst echoloser, schalltoter Raum. Denn der Protagonist muss erst einmal das Sprechen lernen. Als er mit vier Jahren ins Heim kommt, bringt er keine Silbe heraus, nicht einmal einen Schmerzensschrei. Eine Kindheit in Isolationshaft, in der auch die Gefühle einkaserniert sind.

»Schnee ist das Erste, woran ich mich erinnere ... Es ist so oft Winter in meinem Kopf. ... Ich bin das ewige Winterkind«. (S. 9)

Entsprechend bleiben Krähen zeitlebens seine Schicksalsvögel.

Nebelkrähen begleiten mich durchs Leben. Ich werde im Nebel befruchtet, durch Nebel gezeugt. Nebelschwaden sind die Fruchtblase, in der ich geworden bin. Im Nebel weiß ich den Vater geborgen, von dem niemand weiß. Im Nebel weiß ich die Mutter hinterlegt, die vergessen hat, wer ich bin. Ein aus dem Nebel gekrochener, nicht aus dem Gebärtakt der Mutter gepresster Erdenbürger bin ich. (S. 11)

Das Heim, in das er aufgenommen wird, heißt ironischerweise »Haus Sonne«. Es befindet sich in dem kleinen Ostseebad Nienhagen zwischen Rostock und Wismar. Dort sind alle erschreckt über seinen zurückgebliebenen Zustand. Das Kind wiegt kaum mehr als eine Feder, die

Proportionen von Hals und Kopf passen nicht zueinander. »Das Heim ist mein Reparatur-Dock« (S. 21), kommentiert der Erzähler, der gelegentlich seine Schreibtisch-Schreib-Situation mit in den Text einblendet.

Drei von insgesamt sechseinhalb Heimjahren verbringt er hier. Wird aufgepäppelt. Es geht ihm nicht schlecht. Die Köchin und zwei kleine Mädchen schließen ihn ins Herz, kümmern sich um ihn, stecken ihm Süßigkeiten zu. Die Köchin will ihn sogar adoptieren, doch ihr Mann, ein Busfahrer, der tagsüber schon genug mit »Nervzwerger« (S. 48) zu tun habe, will nicht auch noch zu Hause von einem Kind ›heimgesucht‹ werden. Auch ein zweiter Adoptionsversuch geht schief. Das Kind fällt bei der ersten Begegnung dadurch auf, dass es sich am Esstisch erbricht und später durch unglückliche Umstände einen Unfall in einer Tischlerei verursacht. Das ist dem Handwerkermeister zu viel Unge- mach auf einmal.

Das stumme Kind verliebt sich in Worte und Klänge, später in die Literatur. Es zieht sich innerlich zurück:

Mein Kopf ist eine Puppenstube. Ich trage ein Puppen-Ensemble durch die Kinderheimjahre, führe mit den Erfindungen kleine Traumspiele auf, bessere Geschichten als mit wirklichen Personen erlebt, fern dem richtigen Leben. (S. 62)

Die Traumsequenz findet ein jähes Ende in dem einen Satz: »Die leib- haftige Mutter hat mich verlassen.« (S. 25)

Der »Kümmerling« wird in ein nach Krankenhaus riechendes Säug- lingsheim überführt. Hier dämmert er hinter den weißen Gitterstäben eines Kinderhausbettes vor sich hin:

Ich halte meine Faszination fürs Zimmerdeckenschattenspiel für den Grund dafür, dass ich so ein stilles Kind geworden bin. Das unansprechbare, das abweisende, unantastbare Schweigekind. Ein einziges Verstummen. Wenn ich heutzutage auf dem Rücken liege, was äußerst selten geschieht, wenn ich nur den Versuch unternehme, fange ich an zu stammeln. (S. 26)

Er ist kein zappliges, sondern ein müdes und apathisches Kind. Das aber ein besonderes Sensorium für die Vogel- und Baumwelt entwickelt.

Ich höre Bäume reden. Bäume sprechen mit mir. Ich bin Baum unter Bäumen, sagt ein Baum. Die anderen Bäume bestätigen seine Worte, mit ihren Blättern raschelnd. Ich träume mich als Baum unter Bäumen. (S. 30)

Aber das sind nur Surrogate:

Ich frage nicht nach einer Mutter. Ich frage nicht nach einem Vater. Du fragst nicht nach der Mutter, wenn die Mutter nicht in dir spricht. Du weißt von nichts, wenn du von nichts gesagt bekommst. Du sehnst dich nicht nach Familie und Geborgenheit, wenn du von den Begriffen keinen Begriff hast. Du fühlst kein Muttersehnen, wenn du ein Rehkitz bist, vom Mutterreh im hohen Gras hinterlassen. Man nimmt dich auf oder du kommst um. Ich sehe mich in mutterlose Einsamkeit gehüllt. (S. 30f.)

Seine Lippen sind lange verschweift, bis das Kind seinen ersten Laut von sich gibt:

Ich spreche im Beisein der zwei Mädchen im Haus Sonne dann endlich mein erstes Wortgebilde. Plötzlich und unerwartet, wie aus dem Munde der Heimleiterin zu erfahren ist, beginne ich zu sprechen. Ich rede eine Doppelsilbe, mein erstes ma zu ma. Das mutterlose Kind sagt Ma-ma zur allgemeinen Verwunderung aller. Ma-ma rufe ich ins Haus. Ma-ma rufe ich im Spielgartenhinterhof. Ma-ma sage ich zu allem, was ich sehe. Ma-ma nenne ich die Türklinke. Ma-ma nenne ich das Bett, die anderen Kinder. Sie sind alle aus dem Häuschen, sprechen die Flure hoch und runter, Treppe auf und Treppe ab von einem Wunder. Ma-ma sage ich und sie wissen, das wird ein gutes Jahr. Ma-ma sage ich, wenn sie wollen, dass ich es sage. Ma-ma sage ich, damit sie sich daran erfreuen. Ma-ma sage ich, weil sie sich um mich herumstellen und sich daran erfreuen. Die Heimleiterin findet den Umstand, dass ich mit dem ersten Sonntag des neuen Jahres Ma-ma sage, bemerkenswert. Ma-ma sage ich zu den beiden Mädchen. Mama wie Mama-lade, sagt das eine ihrer beiden Mädchen. Mama wie Mama-rine, albert das zweite Mädchen. (S. 63f.)

Und dann ganz nüchtern einfache, klare, unmissverständliche Aussagesätze wie »Ich leide am Verlust weiblicher Wärme«. (S. 64) Über solche

Persönlichkeitsdefizite sinniert der Autor später über seinen Laptop gebeugt:

Ich bin auf ewig das verklemmte Kind, das mit dem Verlust seiner Identität in die Rolle seines Doubles schlüpft, seine lebendige Zweitausgabe wird. Ich bin als Abguss mein Original. Ich bin ich meint, ich lebe in mir verborgen, mein Leben verläuft unterm Pseudonym. Ich spiele Rolle. Ich forme mich zur menschlichen Plastik. Ich denke mir die Heimleiterin als Mutter für mich. Ich bin ein Roboter. Ich funktioniere wie all die kleinen Menschenmaschinen um mich herum. (S. 64)

Und:

All meine Erinnerung ist schwarzweiß. Ein guter langer Streifen mit vielen Unterbrechungen, Rissen. Das Licht geht an im Erinnerungssaal. Es wird so ungestüm hell, die Augen stechen. Ich trage Tränen davon und kann für ewige Momente gar nichts denken und fühlen. (S. 66)

Einen Gesundheitstest nach dem anderen muss das Ich über sich ergehen lassen:

Ich stehe stramm vor der Kommission. Ich kann mit meiner rechten Fingerspitze das linke Ohrläppchen meines Kopfes nicht fassen. Der oberste Arzt notiert den Sachverhalt auf ein Papier. Die Kommission schaut zur Heimleiterin. Die Kommission zieht sich zur Beratung mit der Heimleitung zurück. Die beiden Mädchen hopsen vor Glück auf der Stelle, freuen sich diebisch über den Befund. Mir ist ein Jahr bei den Mädchen geschenkt: Du brauchst nicht in die Schule. Du musst in kein anderes Heim. Darfst bei uns bleiben. (S. 76)

Auch später kommt es zu Begegnungen mit dem Ärzt:innen- bzw. Betreuungspersonal. Dabei zeigt eine Erzieherin selbst Übersprungshandlungen, Folgen von hohem, emotionalen Stress. Der Erzähler schlussfolgert hieraus: »Wirkliche Folter geschieht im Stillen.« (S. 78)

Und dann fällt das Ich plötzlich von der Toilette. Ein früher, erster kindlicher Kreislaufkollaps, gepaart mit Bewusstlosigkeit. Solche

Auffälligkeiten, auch epileptische Anfälle, häufen sich. Sie bleiben ohne Spätfolgen: »Die Ohnmacht ist ausgestanden, die Sauerstoffversorgung des Gehirns ist wieder garantiert. Keinerlei Erschöpfung. Keinerlei spürbarer Schmerz. Kein Kratzer an mir zu vermelden.« (S. 87)

Der Abschied vom Heim ist kurz und schmerzlos. Kein überflüssiges Wort. Der nächste Unterbringungsort, diesmal ein Jugendheim, wartet schon. Dort ist der Ton rauer, der Drill größer. Auch hier lassen sich die Traumata nicht vertreiben. Sie sind so präsent wie die Trillerpfeife, die zur Turnübung aufruft. Sie »treten an, vom Hof her rufen sie laut nach mir. Sie fangen nicht an, sich ohne mich in Bewegung zu setzen, ich verlasse die Deckung und geselle mich zu ihnen«. (S. 100) Körperlich ist das Ich noch immer ein Schwächling und niemand für den Boxring.

Der Erzähler generalisiert:

Du bist ... emotional völlig unterbelichtet, hast und wirst nie erfahren, worum es Leuten geht, die sich anfassen, drücken, halten, tragen, streicheln, tätscheln, lieb haben, umhalsen, Hand in Hand spazieren gehen, ohne zu solchen Handlungen von einer fremden Person wie dem Erzieher aufgefordert worden zu sein. (S. 101)

Das Interesse an Literatur wird stärker. Das Kind lässt sich von Parzival, Tristan und Isolde erzählen, identifiziert sich mit jeder einzelnen Person, verschlingt Cervantes' *Don Quijote*. »Ich lache und leide mit dem irren Ritter. Ich begeistere mich für Ritterrecken und den Zauberring. Ich bewohne feste Burgen«. (S. 110) Erste Anzeichen literarischen Talents treten zutage. Der Protagonist schreibt im Auftrag sprachlich weniger versierter Freunde Liebesverse an angebetete Teenie-Fräuleins. Er lässt sich hierfür mit Süßigkeiten bezahlen. Überhaupt führt er, wie er sagt, ein »sorgenfreies, süßes Leben, habe Lutschbonbon so gern wie bittere Schokolade«. (S. 95)

Das Zitat zeigt: Er ist inzwischen akzeptiert, ein ›normales‹ Heimkind unter Freunden. Später trauert er dieser Zeit sogar hinterher. »Ich bin ein braves Kind mit soliden Sommersprossen im Gesicht. Ich ziehe mir Verletzungen zu. Schrammen, Beulen, baue Flecken.« (S. 115) »Ich war das Heimkind. Ich war so frei im Heim, unendliche Wochen, Monate, Jahre in kindlicher Seligkeit. Immer draußen unterwegs, um nicht drinnen



sein zu müssen. Spiele spielen, die auf nichts Besonderem beruhen.« (S. 208) Ein Makel blieb dennoch: »Ich werde nicht besucht.« (S. 115)

Die Pubertät macht sich bemerkbar. Mit 13 sammelt das Ich erste sexuelle Erfahrungen beim Onkel-Doktor-Spiel mit der zwei Jahre älteren Bianca, die ihn dazu aufgefordert hatte. Der Protagonist ist verstört. Die Vagina bleibt für ihn lange Zeit ein emotionaler Tabubereich, eine »Wunde« (S. 133). Sein späterer Versuch, mit der allseits bewunderten, vollbusigen Roswitha anzubandeln, endet im Fiasko. Als er sie mit seinen Küssen bestürmt, quittiert sie das mit wüsten Beschimpfungen. Er bezeichnet sich als »Spätentwickler« in »Liebesbelange[n]«, als »Null« (S. 226). Mit einer angehimmelten Cousine verläuft der Kontakt später harmonischer. Erst mit 19 verliert er durch den Kontakt zu einer Jugendlichen aus Rostock seine »Scheu vor dem Geschlecht der Mädchen«. (S. 133) Es dauert weitere Monate, »bis ich dann mit Babsi in einer Gartenlaube geschlechtlich bin« (S. 133f.).

Die nächste Szene zeigt den Erzähler auf dem Weg zu seinen Adoptiveltern. Es ist Winter und er verläuft sich. Der Schnee hat die Straßennamen unkenntlich gemacht. Ein schlechtes Omen, das sich bestätigt. Die Adoptivmutter hatte ihn wegen seiner guten Zeugnisnoten ausgesucht. Die stockkonservative Frau eines 56-jährigen Mathematiklehrers versucht, einen braven Musterschüler aus ihm zu machen. Ihre Erziehungsprinzipien leitet sie aus Knigges *Über den Umgang mit Menschen* ab – einem Buch aus dem 18. Jahrhundert. Ein anderer Orientierungspunkt ist Goethe, dessen Maximen er immer wieder – eine Art Strafarbeit – abpinnen muss. Er muckt nicht auf: »Ich pauke Anstandsregeln. Ich sitze über der schönen Schrift. Ich spiele in meinem Adoptionskäfig das folgsame Adoptionsvögelchen.« (S. 189) Später resümiert er:

Ein Wesen wie ich, ein Kind in den Heimen vorgeformt, lässt sich nicht nach den grotesken Regeln eines Anstandsbuches erziehen. Sie hätten besser daran getan, mich nicht anzurühren. (S. 164f.)

Das Ich heuchelt Sympathie, bleibt aber innerlich verschlossen. Die Adoptionse Eltern bleiben fremde Menschen für ihn:

Alles, was geschieht, bringt mich gegen die Adoptionseltern auf und setzt mich unfreiwillig in die Spur der Mutterfindung. Ich gewöhne mich an die verschiedensten Formen permanenter Bevormundungen, Belehrungen durch die Adoptionsmutter. Entspreche ihren Anforderungen. Worin mich die Adoptionsmutter auch unterrichtet, was sie mir abverlangt und was allgemein vom Zögling erwartet wird, hat nichts mit dem zu tun, was ich als Kind geworden bin. (S. 160)

Sein Resümee im trockenen Amtsdeutsch:

Ich klage ein, von meiner Adoptionsmutter aus egoistischen Gründen für erzieherische Versuche missbraucht worden zu sein. Ich wurde in den vier Jahren der Adoption gegen meine Natur gezwungen. Ich sehe mich gegen meine Talente und das bereits vorhandene individuelle Potential fehlerhaft umerzogen. Mir ist während der Adoptionszeit am intensivsten vorenthalten worden, was ich am meisten gebraucht hätte: Zuneigung, Mutterliebe, Wärme, Entdeckung und Ausweitung meiner Talente. (S. 162f.)

Der Jugendliche wünscht sich nichts sehnlicher, als das »Adoptivhaus« so schnell wie möglich zu verlassen. Seine Pflegeeltern wollen ihn nicht erwachsen werden lassen. »Ich werde mein Eigen nicht. Ich bleibe ein Pseudonym.« (S. 181) Auch andere Urgefühle kehren zurück: »[I]m Verlauf der Adoption klopfen immer neue Muttersehnsüchte an meine Pforte« (S. 169):

Ich werde mein Waisentum nicht los. Ein Dunstgebilde bin ich, reich an Ablagerung, nicht unbeträchtlichen Mengen investierter Illusionen. Ich bin die Stroh puppe, Vogelscheuche auf dem weiten Feld unbeantworteter Träume und imaginärer Herzenswünsche. Ich bin das Kind im viel zu großen Weltraum. Ich bin mein eigen Ich, das größer werden wird, je mehr ich mich recke und auszubreiten suche. Der Mutterverstoßene, der an Muttermangel leidet wie unter Verschmutzung. Mein Muttermangel bildet einen langen Schweif, durch den die Waise als funkelnder Komet am Firmament sichtbar wird. (S. 192)

Eine typische Szene aus dem Familienalltag: Als der Pubertierende vorschlägt, seine »Eltern« mit Mum und Dad anzusprechen zu dürfen, löst das Empörung aus:

Der Adoptionsvater rückt an seinem Stuhl, die Adoptionsmutter ist zur Stube hinaus und weilt für kurz im Flur, um dann schmetternd mit: Mammdeht kommt nicht in Frage, zu erscheinen und mit Begriffen wie Hirngespinst, Nichtganzdichtimkopf und Wosindwirdenn jeden weiteren Disput abzuwürgen. (S. 177)

Aber, so heißt es, »[z]um Glück gibt es die Pubertät«:

Zum Glück kann ich mich tarnen und maskieren. Man darf niemals laut und vordergründig sein, sagt die Adoptionsmutter. Also benehme ich mich außerhalb ihrer Hoheit laut und vordergründig, dränge aus der Gruppe in den Vordergrund, gebe den Ton in der Jungenbande an, stürme als Erster los, stelle Unfug an, mache das Verbotene zuerst und das Untersagte den ängstlichen Kindern vor. Und bin ohne die Jungen im Heim so allein mit mir, der einsame Wiesenstreicher, Strandläufer, Waldhöhlenmensch, Baumeroberer ... Die Einsamkeit und ich schließen einen Pakt, der fair ist und Chancengleichheit garantiert, bis an mein Lebensende ein treuer Freund. (S. 186f.)

Wir sind Halbstarke, die sich mit den Erwachsenen anlegen, sie aus der Reserve locken. Ich mag den Deutschlehrer, verdanke ihm das Zitat von Kerouac, dem Amerikaner, das ich Wort für Wort in meinem Poesiealbum verwahre: die verrückt danach sind zu leben, verrückt danach zu sprechen, verrückt danach, erlöst zu werden, und nach allem gleichzeitig gehen; jene, die niemals gähnen und etwas Alltägliches sagen, sondern brennen, brennen, brennen wie fantastische gelbe Wunderkerzen, die gegen den Sternenhimmel explodieren wie Feuerräder, in deren Mitte man einen blauen Lichtkern zerspringen sieht, so dass jeder »Aahh!« ruft. (S. 191)

Als er die Adoptivmutter mit immer neuen Fragen nach seiner Herkunft bedrängt, verliert diese die Fassung und schlägt mit einem Teppichklopfer auf ihn ein. Sie schreit ihn an:

Das sind die Gene. Die Gene schlagen durch. Du bist voller Gene deiner Mutter, die ein Freudenmädchen ist, ein Freudenmädchen, ja, das ist sie, damit du es weißt, was den Vater anbelangt, eingelocht gehört der Verbrecher wie alle Verbrecher seines Schlages, diese Nichtse von Saufausen, von denen du auch einer wirst, wenn du dich von diesen Genen lenken lässt. (S. 216f.)

Zwei Jahre muss er aushalten. Dann erzeugt er, wie es heißt, »Hackenstaub« (S. 173). Statt, wie von den Adoptiveltern gewünscht, zu studieren und Lehrer zu werden, beginnt er eine Lehre als Textilzeichner, gefolgt vom Militärdienst bei der Nationalen Volksarmee und dem Studium an der Kunsthochschule in Berlin. Dort flüchtet er zu den Büchern, sein Wunsch, selbst Schriftsteller zu werden, erwacht. An solchen Stellen rekapituliert der Roman im Zeitraffer nicht nur Phasen der Biografie Wawerzineks, sondern auch den Zeitgeist der wilden Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahre. Zahlreiche Kronzeugen werden aufgerufen, quer durch alle Zeiten und Genres, von mittelalterlicher Literatur bis zu Jim Morrison, Vertretern der Beat Generation oder Stephen King. Musikalisch reicht das Spektrum von Beethoven und Mozart über Spielformen des Modern Jazz bis zu einem Song John Lennons mit dem bezeichnenden Titel *Mother*. Auch das Cineastische kommt nicht zu kurz. Hier kommt Belmondo/Deneuves Film *Das Geheimnis der falschen Braut* ebenso zu Wort wie *Million Dollar Baby*.

Doch das ist alles nur Beiwerk für den Showdown, der den letzten Teil des Romans bildet. Gemeint ist die Wiederbegegnung des Erzählers mit seiner Mutter, deren Adresse und Telefonnummer er sich besorgt hat, in einer Kleinstadt am Neckar. Die Angst vor der Begegnung löst wahre Assoziationsstürme und quälende Ungewissheit bei ihm aus. Bevor er die Reise antritt, besucht er noch einmal die Heime, in denen er untergebracht war, und die Ostseeküste, der er sich symbiotisch verbunden fühlt. Erneut befällt ihn ein Gefühl des Fremdseins:

Ich stecke in einer Haut, die mich von innen her beschriftet. Mit Botschaften überzogen sehe ich mich, die einzig von der Mutter stammen können. Die Mutter schreibt an mich. Sie schreibt aus mir hervor. Ich fürchte die Schrift, weil ich die Mutter in ihr nicht erkenne, von der Mutter auch

nichts weiß; die mir unter die Haut gefahren ist und nun versucht, als Schrift durch die Haut zu mir aufzubrechen. Ich sitze steif am Rand des Strandes. (S. 304f.)

Das »traurig-schöne Gefühl von absoluter Verlassenheit« (S. 310) keimt erneut in ihm auf und löst einen unkontrollierten Tränenschwall aus. Er ist, wie es heißt, plötzlich wieder »der kleine Junge von damals«.

Von der Mutter verstoßen, bin ich nirgends daheim, von einem Heim zum anderen verbracht, von Grimmen nach Nienhagen und weiter nach Rerik überführt, wo ich in die Schule ging. Wie eine Ware stets. Wie ein Paket aus Fleisch und Blut werde ich angeliefert. Wohin ich auch komme, mit wem ich rede, von meiner Zeit ist nichts überliefert, nichts eins zu eins nachzuerleben. (S. 314)

Ich weine, weil ich ein Leben mit meinem Ersatz verbringen werde und nicht loskommen kann von diesem Mutterersatz, dieser Muttereinbildung, die eine Muttermogelpackung ist, und mich am Leben hält, weil keine Frau der Welt an eine Mutter heranreicht, selbst wenn die Mutter eine Rabenmutter ist und dem Kind nicht zur Verfügung steht. (S. 318)

Zugleich wird ihm bewusst, dass er sich jahrelang, jahrzehntelang hinter dem Mutter-Komplex, hinter einer Projektion, versteckt hat: »Mein Mutterwissen ist ein gut Ruhekissen. Die vergangenen zehn Jahre bin ich mir abhandengekommen ...« (S. 320)

Die letzten Stunden vor dem Wiedersehen werden fast simultan, live erzählt, miterlebbar im Aggregatzustand der Ungewissheit. Und dann, nach endlosen, zermürbenden Gedankengängen und ebenso selbstquälerischer Ursachenforschung über seine charakterliche Prägung sowie mögliche medizinische Therapiemöglichkeiten, steht er vor der Haustür seiner Mutter:

Ich drücke den Klingelknopf. Die Tür wird mir nicht aufgetan. Die Mutter ist nicht in ihrer Wohnung, sondern um die Ecke gegangen, Müll zu entsorgen. Ich stehe verunsichert und will schon abrücken. Da kommt sie unvermittelt hinterm Haus zum Vorschein, wo sie den Sohn stehen

sieht und ihn auf Anhieb erkennt und zu ihm: Da bist du ja, sagt, was so viel heißt wie: Es ist noch nicht vierzehn Uhr, vier Minuten hin, wäre ich nicht so früh erschienen, hätte sie es die Treppe hinauf gut in die Wohnung schaffen können, so aber ist nun einmal an der Situation nichts zu ändern, ich soll ihr folgen, es geht nicht so flink, das Bein, die Treppe, die sie vor Wochen hinuntergestürzt ist, nicht schlimm die Sache, aber auch nicht sofort auszupolieren, wie das in der Jugend der Fall gewesen sein mag, da fällt man hin, redet sie, als setzten wir eine Unterhaltung fort. Die Ähnlichkeit der Mutter zu ihrem Sohn ist frappierend. Ähnliche Kanten und Ecken im Gesicht. Die bei ihr deutlich ausgeprägte Stirnfalte ist die des Zorns. Von völlig anderer Beschaffenheit und Formgebung sind die Wangen, denen es an Lachgrübchen fehlt. Ähnlich die Rötung der Gesichtshaut, das dünne Haar, bei ihr so streng und gemein nach hinten gekämmt und an den Kopf gepresst. Sie ist kleiner als ich. Sie reicht mir stehend nicht ans Ohrläppchen. Die Augen sind klein, grau und liegen tiefer als bei mir und meiner Schwester. Die Brauen sind spärlich behaart, die Backenknochen dagegen übergebürlich ausgeführt, lassen an einen Urzeitmenschen denken, das Kinn wie bei einem groben Kerl, die Statur dieser Frau eckig. Es ist an der Person nichts Weibliches, denke ich. Die Ohren sind männlich und viel zu groß geraten. Ein Mannschädel, nicht die Spur zierlich. Ihre Untat hat an ihrem Aussehen geformt. Das Böse ist ihr ins Gesicht geschrieben. Das Grobe, Gefühlslose. Eine Frau wie eine Bulldogge. Klein, stuckig, kräftig, abgestumpft. (S. 399f.)

An ihrer Schande ist nichts gut- und wieder wettzumachen. Die neunzehn Jahre, die sie mir voraus ist, bleibt sie die Spanne ihrer Lebenszeit von mir entfernt ... Wir haben uns nichts zu erzählen. Es kommt kein Gespräch auf. Wir sitzen wie Leute in einem Wartesaal, die eine Nummer gezogen haben und nun darauf warten, aufgerufen zu werden. Meine Mutter sitzt am Tisch. Meine Mutter sitzt auf einem Stuhl. Meine Mutter kennt meine Gedanken nicht. Auf dem Tisch ist ein Tuch. Auf dem Tuch steht Geschirr. Der Stuhl, so mein Eindruck, entfernt sich mit ihr vom Tisch, ohne dass sie den Stuhl verrückt. Sie sagt, dass ich mir Kaffee in die Tasse gießen darf. Sie sagt, dass sie den Kuchen extra gekauft hat. Dann hält sie ihren Mund. Ich gieße mir Kaffee ein. Sie tut es mir nach. Ansonsten sagt sie nichts. Die Wände um sie herum schweigen nicht so beredt wie sie. Ich

bin nicht versucht, ihr den Mund zu öffnen. Ein Sarg sitzt vor mir, der sich nicht öffnen lässt, für den der Sargbauer keinen Deckel zimmern musste, weil dieser Sarg aus einem Stück gehauen ist. Der Klotz Mutter, der mir nicht gegenüber sitzt, sondern wie in die Küche hineingeschoben wirkt. (S. 401-403)

Ich konzentriere mich, die seelenlose Mutter anzuschauen, die mich nicht ansieht; höre hin und höre weg; bin beschämt, finde zum Kotzen, bin mit einer Person eingesperrt, zu der sich nach den Jahrzehnten Verlassenheit und Wut kein Kontakt herstellen lässt, deren Geschwätz abtötet. Verwünschungen formulieren sich unterhalb meiner Schädeldecke. Die geistige Abwesenheit der Mutter verkehrt alle bescheidenen Hoffnungen ins Absurde. Das Wohnzimmer der teilnahmslosen Person sehe ich vom Küchentisch aus im kalten Gegenlicht, durch den Spalt der offenen Wohnzimmertür, die ich nicht durchschreiten werde. So weit reicht mein Interesse nicht. Es ist erstorben. Mir reicht, womit ich es zu tun bekam. Mir reicht das Bild des freundlich in die Kamera blickenden Polizisten über dem Nachtschrank. Mir reicht die Küche, reichen die schrecklichen Farben, die Hässlichkeit um mich, das Wenige, was ich von der dunklen Schrankwand durch den Türspalt als Anblick erhasche. Es ist nicht genügend Boden vorhanden für den beschämten Blick von mir, der sich im Boden vergraben will. Ich betrachte die Mutter und will nicht fassen, dass ich aus ihrem Schoß gekrochen bin, von dieser kalten Frau dort in die Welt geworfen sein soll. Die Mutter dort und ich, ihr Sohn, auf einem anderen Kontinent, gehen wir uns im Moment der Begegnung weniger an, als wir uns in den fünf getrennt lebenden Jahrzehnten angegangen sein mögen. Ich sollte es besser dabei belassen. Was für eine erbärmliche Frau da auf was für einem erbärmlichen Gestühl sitzt. Nicht den Schatten wert, der sich schwach von ihr auf dem Boden abzeichnet. Der Stein kommt durch mich nicht ins Rollen. Der Stein kann unangetastet liegen bleiben. Alles ist wie Zugverspätung, Wartesaal, Gefrierzustand, Zeugnis eines seelenlosen Nichts im Umgang zweier sich völlig fremder Lebewesen. Wir gehen uns nichts an. Wir verplempern Zeit ... Ich war ein Idiot, denke ich, als ich mich entschlossen habe, zur Mutter zu fahren. Ich war ein Idiot, als ich mich habe nicht adoptieren lassen wollen. ... Ich war ein Idiot, als ich umso intensiver die Abkehr voneinander, umso rettender das

mutterlose Danach, das mit dem mutterlosen Davor eingeleitet worden ist und zu nichts Gutem geführt hat. Ich bleibe das Kind ohne Heim. Die Mutter ist ein Gespinst, eine Farce, ein Trugbild, das ich nicht länger mehr durch mein Leben tragen will. Die fernste Ferne ist erreicht. (S. 404f.)

Die Begegnungen mit den Halbgeschwistern verlaufen harmonischer und wortreicher. Es kommt sogar zu einer partiellen Annäherung. Dennoch ist das Kapitel »Familie« für den Erzähler abgeschlossen. Es kommt zu keiner weiteren Begegnung mit der Mutter. Er ist kuriert, zur Einsicht gekommen.

Die wirkliche Therapie, die Loslösung von den Albträumen der Vergangenheit, aber stand noch bevor. Sie bestand in der Abfassung des vorliegenden Romans, für die der Autor noch einmal alle Phasen seiner Kindheit und Jugend durchleben musste. Schon bei der Begegnung mit seiner Mutter war dem Erzähler klar:

Es wird alles eines Tages aus mir brechen, Text werden, wenn es erst so weit ist. Der Startschuss fällt. Das erste Wort fällt. Der erste Gedanke gibt mir das Zeichen, mich an die Schreibmaschine zu setzen. Ich bin, was meine Mutter anbelangt, der allbekannte lebensfrohe Dichter, ein terroristischer Schläfer. (S. 424)

Wenn es so weit ist, trenne ich mich von allem. Trenne mich von der Liebe, der Geliebten, meiner Familie, den Freunden. Ich verzichte auf die vielen Abwechslungen und Zerstreungen. Ich wende der Stadt den Rücken zu. Mich geht das Land nichts mehr an. Ich schließe ab mit Nation, Kontinent, Erdendasein. Ich nehme mich raus aus allem. Die aktuellen Nachrichten, ich höre sie nicht. Ich nehme nicht einmal Abschied von den Menschen. Ich werde zum menschlichen Schreibautomaten. Ich sitze an meinem Schreibtisch und schreibe und schreibe. In den Pausen werde ich um einen kleinen, flachen See laufen, der vor der Haustür liegt. (S. 424f.)

Mit dem Buch war das »dunkle Kapitel« jedoch noch nicht abgeschlossen. Wawerzinek drehte mit seinem Freund, dem Regisseur Steffen Sebastian, über seine Jugendjahre den Film Lievalleen (2019), über den



er sagt: »Wir hätten in den Film Fotos von der Begegnung zwischen meiner Mutter und mir reinbringen können, die gibt es ja.«<sup>4</sup> Das aber sei ihm zuwider gewesen. Lievalleen zeigt den Sohn nur vor dem Haus der Mutter in der Kälte, mit rotem Gesicht, während am Boden Blitzeis gefriert. »[I]m Gespensterwald in Nienhagen drehten sie märchenhafte Szenen, in denen sich Wawerzineks Freund Steffen ›Schortie‹ Scheumann mit Perücke und Kittelschürze vom Rostocker Theater als Mutter verkleidete und diese spielte. Man staunt im Kino, wie sehr diese traumhaft-surrealen Szenen funktionieren und dem Film so noch eine weitere Reflexionsebene geben.«<sup>5</sup> In den Verleih kam der Film bedauerlicherweise nicht. Er gelangte in ausgewählten Programmkinos zur Ausstrahlung.<sup>6</sup>

*Rabenliebe* liegt heute in fünfter Auflage vor. Für seine Lesung aus dem ersten Teil des Buchs wurde Peter Wawerzinek 2010 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet. Das sind Indizien dafür, wie sehr der Stoff aufwühlt, beunruhigt. Vermittelt durch eine Form der Darstellung, die für Unsagbares Worte fand. Wawerzineks endlosem Gedankenstrom gelingt es, nicht zuletzt durch seine rhapsodische Form und kurzgeraspelte Sätze, die emotional angespannte Situation authentisch zu dokumentieren. Eine Erzählung ohne Schmus, ohne Beschönigung. Eine einzige Katharsis, ein Abreagieren und Sich-Freischreiben, für das es in der Literatur wohl nur wenige vergleichbare Beispiele gibt.

Die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die in Heimen und betreuten Wohngruppen leben müssen, stieg von 2008 bis 2016 um 63 Prozent auf 95.582. Die Zahl der Kinder in Pflegefamilien stieg im gleichen Zeitraum um 36 Prozent auf 74.100.<sup>7</sup> Welche Gefühle haben diese Kinder und was für eine Vergangenheit? Peter Wawerzinek hat dies in seinem Roman *Rabenliebe* am Beispiel seiner eigenen Biografie beschrieben.

## Anmerkungen

- 1 Sandra Kegel: *Peter Wawerzinek: Rabenliebe. Einer fiel aus dem Rabennest*, in: FAZ vom 02.10.2010. Online unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buchmesse-2010/buecher/peter-wawerzinek-rabenliebe-einer-fiel-aus-dem-rabennest-11043595.html> (zuletzt abgerufen am 09.06.2021).

- 2 Ebd.
- 3 Vgl. Elmar Krekeler: *Mutterseelenallein*, in: *WELT* vom 18.07.2010. Online unter: [https://www.welt.de/welt\\_print/kultur/article8514895/Mutterseelenallein.html](https://www.welt.de/welt_print/kultur/article8514895/Mutterseelenallein.html) (zuletzt abgerufen am 09.06.2021).
- 4 Julia Encke: Wawerzineks »Lievalleen«. *Die Familie, die wir nie hatten*, in: *FAZ* vom 10.12.2019. Online unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kino/rabenliebe-autor-wawerzinek-die-familie-die-wir-nie-hatten-16524149.html> (zuletzt abgerufen am 09.06.2021).
- 5 Ebd.
- 6 <https://www.lievalleen.de/> (zuletzt abgerufen am 09.06.2021).
- 7 Tobias Lill: *SOS im Kinderdorf*, in: *Der Spiegel* vom 16.05.2018. Online unter: <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/heimkinder-zahl-in-deutschland-waechst-seit-jahren-stark-an-a-1207610.html> (zuletzt abgerufen am 09.06.2021).

# Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFTES OBSESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleyts Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461